

Erstreckt täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Abonnementpreis beträgt den Geschäftsbesitzer „Sonntagsblätter“, „Sonntagsblätter“ und „Sonntagsblätter“ durch die Post bezogen nur 50 Pf.
1. Monat, durch die Post bezogen nur 1,50 Mk. pro Quartal.

Wittener



Volks-Zeitung

Verantwortlich für den ganzen Inhalt:
D. Bräunigk, Witten.

Telephon-Nr. 130.

Centrums-Organ für das Ruhrthal.

Telegraph-Adresse:
Volkszeitung, Witten.

Druck und Verlag von
D. Bräunigk, Witten.

Zum Neun-Uhr-Ladenschluß.

B-d. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Freunde des Neun-Uhr-Ladenschlusses bezgl. ihrer Bestrebungen, diesen Plan zu verwirklichen, anerkanntermaßen und erfreuliche Erfolge aufzuweisen haben. Wenigstens kann man dies von Witten und den Nachbarräumen Bochum und Dortmund sagen. Es handelt sich bei der ganzen Angelegenheit um eine eminent wichtige Einrichtung, der man vielfach noch viel zu wenig Interesse entgegenbringt. Daß daher in dieser Hinsicht noch viel zu wünschen übrig bleibt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Aber das ist auch gar nicht verwunderlich, wenn man in Betracht zieht, daß die Einrichtung aus eigener Initiative der beteiligten Kreise getroffen wurde bzw. eine freiwillige Vereinbarung als Fundament hat. Wenn es schon kein Leichtes ist, alte, festgewurzelte Gewohnheiten durch Gesetze abzuschießen, dann erklärlicherweise erst recht, wenn es Jedem frei gestellt ist, ohne Gefahr, bestraft zu werden, sich den Freunden einer Neuerung anzuschließen oder am Alten festzuhalten. Gerade dieses Moment ist es, weshalb die Anhänger dieser so zeitgemäßen und notwendigen Einrichtung ein treues Festhalten an den einmal gefassten Entschlüssen an den Tag legen müssen, wenn die Verwirklichung des Planes nicht in Frage gestellt werden soll. Es kann eben nicht geleugnet werden, daß die Erkenntnis für die Notwendigkeit des Neun-Uhr-Ladenschlusses sich nur langsam Bahn brechen wird. Vorwiegend sind es, wie angestellte Beobachtungen ergeben, die weniger bedeutenden Gewerbetreibenden, welche an der alten Regel zum Teil noch festhalten. Das mag nicht wenig darin seinen Grund haben, daß in derartigen Gewerbetreibenden entweder gar nicht, oder nur in verschwindender Anzahl beschäftigt sind. Wenn nun die Inhaber solcher Geschäfte vielfach nach wie vor die Verkaufszeit weit nach 9 Uhr ausdehnen, so ist dieses Verhalten keineswegs so auszulagen, als wenn diese Gewerbetreibenden Gegner des Neun-Uhr-Ladenschlusses sind, sondern wir führen die scheinbare Antipathie auf den Umstand zurück, daß die kleineren Gewerbetreibenden gegenüber den großen Baarenhäusern, welche in neuester Zeit in allen Städten von einigermaßen Bedeutung gegründet worden sind, einen immer schwereren Stand haben und sich in nicht wenigen Fällen nur mit Noth über Wasser zu halten vermögen. Wandler in solcher Lage sich befindende Gewerbetreibende glauben unter den obwaltenden Umständen sich einen früheren Feierabend nicht gönnen zu dürfen, sondern seine Arbeitskraft bis in späterer Abendstunden ausnützen zu müssen. Auch diese Geschäfts-Inhaber werden im Laufe der Zeit ihre Verkaufs-Lokalitäten um 9 Uhr schließen, wenn das laufende Publikum sich daran gewöhnt hat, die notwendigen Einkäufe früh zu besorgen. Voraussetzung bleibt allerdings immer, daß diejenigen Firmen, welche den Neun-Uhr-Ladenschluß bereits eingeführt haben, nicht wankend werden. Wie nicht anders zu erwarten und wie es bei Neuerungen ja stets der Fall ist, hat der Neun-Uhr-Ladenschluß viele Lobredner, aber wohl noch mehr Tadler gefunden. Zu den Letzteren gehören ja nun fast ausschließlich die Nichtgewerbetreibenden und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man glaubt, verlangen zu können, daß die Laden-Inhaber bzw. ihre Angestellten dem laufenden Publikum bis in vorgerücktester Abendstunden zu Diensten stehen müßten. Daß ein solches Verlangen aber unbillig genannt zu werden verdient, kann nicht in Abrede gestellt werden. Mit demselben Rechte würde man dann ja auch verlangen können, daß die Beamten, Arbeiter usw. übermäßig lange thätig sein sollen. Der Mensch bedarf aber nach angestrebter Thätigkeit der Erholung und Ruhe und dieses gilt auch von in Gewerbetreibenden thätigen Personen. Man gebe sich doch nur nicht der durchaus falschen Annahme hin, daß die Thätigkeit in einem Verkaufsorte nicht eine so anstrengende sei, daß das Verlangen nach einer früheren Feierabendstunde gerechtfertigt erscheine. Es braucht doch wahrhaftig nicht erst bewiesen zu werden, daß eine 15-16stündige Arbeitsdauer auch dort ein großes Uebel ist, welches je eher desto besser beseitigt wird. Was man übrigens selber und zwar mit Recht anstrebt, nämlich eine mäßige Arbeitsdauer, das sollte man auch solchen Mitmenschen gönnen, die ebenfalls für Lohn im Dienste Anderer thätig sind, den Arbeitern und Beamten also am nächsten stehen. Gerade im Interesse der Angestellten liegt es aber, die überlange Arbeitszeit um so viel zu verkürzen, daß die Läden um 9 Uhr geschlossen werden. Wenn man sich gegenwärtig noch nicht so recht daran gewöhnen kann, so hat dies, wie gesagt, darin seinen Grund, weil man anscheinend unbedeutenden Neuerungen überhaupt nur sehr schwer zugänglich ist. Wie wir bereits bei einer früheren Gelegenheit erwähnt, ist dieses am schlagendsten bei Einführung der Sonntagsruhe bewiesen worden. Selbst diejenigen, welche die Durchführung der Letzteren für geradezu unmöglich erklärten, müssen heute zugestehen, daß es auch so geht. Bei dem Neun-Uhr-Ladenschluß wird daselbe der Fall sein, zumal die weitgehenden Ausnahmen bezgl. der Verkaufszeit an den Tagen, welche den Sonn- und Feiertagen, besonders den hohen Festtagen vorangehen, vorgezeichnet sind. Was vor allem Noth thut, daß ist treues Festhalten und Festhalten der Gewerbetreibenden und die Einsicht von der Notwendigkeit der besagten Einrichtung seitens des laufenden Publikums.

Der unbekannte Wohltäter.

Herr Blackwell, der Letzte seiner Familie, durch eigenes Vermögen und viele Erbschaften einer der reichsten Einwohner in London, unverheiratet und ein Mann von unbescholtenen Charakter, vortrefflichem Herzen, hatte sein großartiges Fabrikgeschäft aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt. Bislang an ununterbrochener Thätigkeit gewöhnt, wollte ihm jedoch dieses plötzliche mühsame Leben durchaus nicht behagen: er wurde unruhig, tief sinnig und seine frühere heitere Laune verließ ihn nach und nach ganz. „Woju nützen die Schätze,“ sagte er eins zu sich selbst, „die das Schicksal mir mit verschwenderischer Hand zugeworfen hat; soll ich bloß deren Hüter sein? Ich bin zu alt, um an den Thorheiten und den verschwenderischen Luftbarkeiten der Jugend Vergnügen zu finden; da liegen sie ungenützt und gewahren mir die Freude nicht, die ich mir von Reichtümern versprochen hatte. Bald ist in meinen Augen der Dürftige eben so glücklich, wo nicht glücklicher als ich.“ In ähnlichen Betrachtungen vertieft, geht er bald darauf am Ufer der Themse spazieren. Wilhelm, einer seiner ehemaligen Arbeiter, sitzt hier mit Regierden beschäftigt. Er sieht seinen Herrn mit gekrümmter Haupten lange Zeit hin und hergehen. — „Warum so traurig, allergnädigster Herr?“ redete er ihn endlich theilnehmend an, „darf ich fragen — ein so reicher Mann, wie Sie?“ „Eben mein Reichtum ist es, der mich so unwillig macht,“ sagte Blackwell, „woju nützen mir die Millionen?“ „Si mein Herr geben Sie Andern etwas von Ihrem Ueberflusse, Sie können der Vater vieler Glücklichen werden.“ Blackwell wurde bestürzt bei diesen Worten; der Gedanke, mit seinen Schätzen auch Andere glücklich machen zu können, war ihm nie eingefallen, und er stimmte doch so sehr mit seinem Charakter überein. „Kommen, Wilhelm!“ rief er, „bist Du doch einer meiner ehemaligen Arbeiter. Ich kenne Deine reiche Denkart, komm, Du gibst mir einen guten Rath, Du sollst auch die ersten Früchte davon zu genießen haben. Wieviel würdest Du wohl auf einmal nehmen, wenn ich Dir meine Kasse öffnete?“ „Ich, allergnädigster Herr?“ Nun ja, das wäre artig. — Wenn es Ihnen Ernst wäre, würde ich mich nicht lange besinnen; ich würde gleich 400 Dukaten nehmen, mir ein Häuschen, Leder und das nöthige Werkzeug, so ich bei dem letzten unglücklichen Brande verloren, wieder anschaffen, und dann mein Schuhmachergewerbe fortsetzen, das ich in jüngster Zeit nothgedrungen habe aufgeben müssen.“ „Du bist ein ehrlicher und aufrichtiger Mensch; komm mit mir, und ich will Dir die verlangte Summe sogleich geben!“ Wilhelm erhielt sie, und Herr Blackwell's Großmuth ging so weit, daß er ihn überdies noch allen seinen Freunden empfahl, und so war der ehrliche und in seinem Berufe fleißige Wilhelm in kurzer Zeit im Stande, seinem großmüthigen Wohltäter die vorgeschlossenen 400 Dukaten dankbar wieder zurückzahlen zu können. Blackwell nahm das Geld und schenkte es der ältesten Tochter Wilhelms als ihr Heirathsgut. Das Mädchen traf eine vortheilhaftige Partie und die ganze Familie kam nach und nach in blühenden Wohlstand. Blackwell, der in seinem Leben noch nie eine so reine Freude genossen hatte, dankte der Vorlegung mit der innigsten Rührung für seinen Reichtum, der ihn in den Stand setzte, sich und Andere zu beglücken. „Ja,“ sprach er, „dieses ist der wahre Gebrauch der Schätze, die uns sonst zur Qual werden müssen. Der Himmel gab sie mir, um das Elend meiner Brüder zu lindern; dazu will ich sie auch anwenden.“ Von diesem Zeitpunkte an verging kein Tag, welcher Blackwell nicht durch eine gute Handlung bezeichnete. Sein größtes Vergnügen war, Nothleidende aufzusuchen, um sie in ihrem Elende zu unterstützen. Bald schickte er einem Dürftigen Kleider und Geld mit der Post; bald ließ er diesem oder jenem Kranken Arzneien oder stärke Mittel zustellen; bald half er diesem oder jenem unverschuldet in Verfall gerathenen Kaufmann durch beträchtliche Summen Geldes wieder auf; denn eben das war sein größtes Vergnügen, wenn er von ihm Gerechtigkeit nicht wußte, wer sein Wohltäter gewesen, und das nur darum, um bei dessen Dankbegrüßungen, die ihn, wie er sich ausdrückte, stets in eine gewisse Art von Verlegenheit setzten, nicht erröthen zu dürfen. Einst ging er des Abends, in seinen Mantel gehüllt, durch die Straßen der Stadt, um einen oder den andern Dürftigen aufzusuchen. Zwei schlecht gekleidete Bürger gehen vor ihm her und unterhalten sich, ohne auf ihn Acht zu haben, von ihren häuslichen Angelegenheiten. „Ach,“ seufzte der Eine, „wenn doch Blackwell, dieser edle Menschenfreund, der schon so Vielen aus der Noth geholfen hat, meine so traurige Lage kennen würde, könnte ich bald gerettet sein!“ — 50 Dukaten könnten mein Glück machen.“ „Bei mir,“ antwortete der Andere, ist das leider noch lange nicht ausreichend, ich müßte wenigstens 200 haben, wenn ich jetzt meine Verhältnisse verbessern wollte.“ Jetzt nahte sich Blackwell mit der lebhaftesten

Freude, hier Gelegenheit zu finden, unerkannt Gutes thun zu können. „Meine Freunde!“ so redete er sie an, „vergeben Sie mir, ich habe Sie belästigt. Sie haben Recht, Blackwell könnte Ihrem Mangel abhelfen, wenn er mit Ihren Verhältnissen bekannt wäre. Ich könnte für diese Summe für Sie bitten; aber er hat zu viele Geschäfte, als daß ich ihn jetzt zu unterbrechen wagen möchte. Doch sollte denn dieser der Einzige in London sein? Gibt's nicht auch noch Andere, die ebenso geeignet zu einer guten Handlung sind, als Jener, wenn sie nur Gelegenheit dazu haben? — Ich selbst will Ihnen das Geld leihen: kommen Sie nur morgen zur gleichen Zeit und Stunde wieder hierher, und bringen Sie mir ein Zeugniß Ihrer guten Ausführung von Ihren Vorgelegten mit, so sollen Sie das Geld erhalten. Nur geben Sie sich keine Mühe, mich auszuforschen, dies ist die einzige Gefälligkeit, die ich mir von Ihnen ausbitte.“ Mit diesen Worten verließ er sie plötzlich. Die beiden Männer verstimmt und sie wußten in der ersten Bestürzung nicht, was sie denken sollten. Sie sahen einander an, unschlüssig, ob sie der Versicherung des Unbekannten trauen könnten. — Indessen entschlossen sie sich doch, des anderen Abends zur bestimmten Stunde wieder an demselben Orte zu erscheinen. Sie kommen, bringen den verlangten Schein mit und ihr Wohltäter wartet ihrer schon. Sie händigen ihm ihre Schrift ein, und er übergibt einem Jeden die verlangte Summe, und ohne von ihnen einen Empfangsschein zu erwarten, eilt er so schnell, als das erste Mal, wieder hinweg. Voll Erstaunen und in größter Verlegenheit, daß sie ihren großmüthigen Wohltäter nicht kannten, faßten nun die reiblichen Männer den einmüthigen Entschluß, dieses Darlehen richtig wieder zu bezahlen. Sie hefteten zu diesem Ende gleich am folgenden Tage einen Zettel an die Börde, in welchem sie den ganzen Verlauf der Sache bekannt machten und öffentlich versprachen, das Geld zu einer bestimmten Zeit der Obrigkeit wieder zuzustellen, damit diese es dem „Ueberbringer“ jenes Scheines, den sie ihrem unbekannten Wohltäter eingehändigt hätten, möchte verabfolgen lassen. Allein des anderen Tages fand man jenes Papier abgerissen und statt dessen eine andere Schrift folgenden Inhalts; „Ich bin vollkommen befriedigt, da ich nun überzeugt bin, Männern in ihrer traurigen Lage geholfen zu haben, die es verdienen. Ich verlange durchaus keinen Esch, und zu mehrerer Befriedigung dessen habe ich bereits durch den Bürgermeister die Handschrift Eurer Obrigkeit zustellen lassen.“ Ganz London war begierig, diesen edlen Wohltäter zu erfahren. Aber Blackwell, zufrieden mit dem Beifall seines Herzens, strebte nicht nach dem lauten Beifalle der Menschen; er entdeckte nicht einmal seinem vertrautesten Freunde diese Begebenheit und sie wäre vielleicht nie bekannt geworden, wenn nicht ein Verwalter sich erinnert hätte, daß er ihm an diesem Tage diese Summe habe auszahlen müssen. Dieser gab Blackwell's Freunden in der Stille davon Nachricht, und so ward nun auch, neben anderen Handlungen dieses so edelmüthigen Mannes, endlich diese, ohne seinen Willen, rufbar.

Karl der Große und die Sachsen.

In Rechtsen steht an der Weser hat man den Plan, zum Anbeken an den 797 erfolgten Uebergang Karls des Großen über die Weser ein Denkmal zu setzen. Der Plan hat in dortiger Gegend Widerspruch gefunden und darauf besteht sich eine Zuschrift von Hermann Almers an den „Sann. Cour.“, der wir Folgendes entnehmen: „Die sachliche Gegnerschaft stellt sich vorwiegend auf den niederrheinischen Standpunkt gegenüber dem fränkischen. In Unkenntnis der neuesten historischen Forschungen wird Karl der Große als ein eroberungswüthiger Barbar, als der „Henker von Verden“ hingestellt, in dessen angebliche Bluthat alle übrigen Gräueltaten spurlos verfallen. Ein eingehenderes und objektiveres Studium der Geschichte und der realen Politik kann hier nicht dringend genug empfohlen werden. Zunächst ist es falsch, die Sachsen des 8. Jahrhunderts als friedliche Nachbarn hinzustellen, die Franken dagegen als ein Volk, dem die Streit- und Vandalen in Fleisch und Blut übergegangen war. „Die Sachsen hatten es den Frankenherrschern e gentlich schon seit Ende des 7. Jahrhunderts nahe gelegt, ihr Land zu erobern; seitdem rückten sie von Westfalen her immer mehr nach Westen vor, nahmen das Land zwischen Ruhr und Lippe ein, plünderten am Niederrhein und drangen gelegentlich bis tief in die ripuarisch-fränkischen Gebiete.“ Die Vorgänger Karls hatten ihnen nur geringen Widerstand zu leisten vermocht, höchstens hatte sein Vater hin und wieder einen Verfolgungszug unternommen. Auch Karl begnügte sich anfangs mit diesem Mittel, sah aber bald ein, daß er damit auf die Dauer nichts erreichen würde. Und da er nicht länger den Ambos abgeben wollte, wurde er Hammer und ließ es auf einen Entscheidungskrieg ankommen. Nur als Sieger im Felde, das erkannte er, vermochte er die Sachsen zu bändigen und dem christlichen Glauben zuzuführen. Und dies letztere betrachtete er im Laufe seiner Regierung mehr und mehr als die centrale Aufgabe seines Lebens und Wirkens. Mit den Augen der Gegenwart betrachtet, erscheint

diese missionäre Thätigkeit trotz ihrer guten Absichten gewiß nicht einwandfrei. Aber sind denn die Anschauungen der civilisirten Gegenwart der richtige Maßstab für Geschehnisse, die mehr als ein Jahrtausend hinter uns liegen? Die Zeit Karls des Großen war rauh und hart und: harte Zeiten — harte Männer und harte Mittel. Erst nach 33jährigen Kämpfen konnte Karl der Große die Unterwerfung der Sachsen als beendet ansehen. Zwar schien er bereits im 10. Jahre nach Beginn des Krieges trotz der ungünstigen Kriegsführung, die eine Folge der politischen und sozialen Verfassung des Sachsenvolkes war, überall Sieger zu sein. Aber die Sachsen ertrugen nur ungern die fremde Herrschaft und die neue Ordnung. Es bedurfte nur der Rückkehr des geflüchteten Sachsenherzogs Widukind, um überall die Flammen des Aufstandes auszulodern zu lassen. Die lebendigen Zeichen des neuen Glaubens, die christlichen Priester, wurden erschlagen, die Todten, die Rigen verbrannt und ein nichts Böses abnehmendes fränkisches Heer am Sintel überfallen und zerstört. Mit der Hinrichtung der sächsischen Führer bei Verden beantwortete Karl der Große den Aufstand der Sachsen und den Untergang seines Heeres. (Die Zahl der bei Verden Hingerichteten wird nach den Einhard-Annalen gewöhnlich auf 4500 angegeben. Das ist offenbar übertrieben. Lamprecht a. a. O. S. 24 spricht nur von den Führern der Sachsen als Hingerichteten. 4500 Führer aber anzunehmen, wäre mehr als thöricht.) Das war aber das Recht jener Zeit. Trotz dieses Strafgerichtes nahm die Empörung nach Umfang und Intensität zu. Neue Kämpfe waren die Folge. Wieder blieb Karl Sieger. Aber das Verdener Strafgericht wiederholt er nicht mehr. Er siedelt statt dessen die widerpässigen sächsischen Eblen in altfränkischen Provinzen an. Im Jahre 785 scheint der Aufstand, an dem sogar die schon von Karl Martell unterworfenen Friesen sich beteiligten, überall niedergebörig zu sein. Widukind und Albin, die vornehmsten Führer des Aufstandes, beugen ihr Haupt der Taufe. Die Verwaltung und Justiz wird nach fränkischem Muster eingerichtet, das Christenthum bis an die Elbe ausgebreitet. Aber noch einmal empören sich die Sachsen. Sie finden die fränkische Herrschaft unerträglich, die Leistungen an die Kirche unerwünscht, entbrennt die Gerichtsgewalt und den Heerhaushalt des Frankenkönigs. Erst nach mehr als zehnjährigen Kämpfen und durch Deportation angeheuerer Goelingsfamilien ins Frankenland, die jetzt im großen Umfang geschah und die Sachsen ihrer angeborenen Führer beraubte, vermochte Karl den Frieden herzustellen und die Ruhe zu sichern. Dies ist in kurzen Zügen das objective Bild der Sachsenkriege. In ihnen eine ungerechtfertigte Vergewaltigung des Sachsenvolkes zu erblicken, ist mir unmöglich. Und außerdem genießt ein Staat oder ein Volk nur so lange Kriegsberechtigung, als sie sich zu wehren vermögen. Dieser Fundamentalsatz der realen Politik ist von jeder anerkannt und befolgt worden — nicht zum wenigsten im civilisirten 19. Jahrhundert. Warum nun aus seiner Verfolgung gerade Karl dem Großen einen Vorwurf machen? Und hat Karl denn nicht auch in jeder Weise versucht, die Sachsen nach ihrer Unterwerfung der höheren fränkischen Kultur theilhaftig zu machen? Daß er dies Ziel nicht ganz erreichte, daß die Wirklichkeit hinter seinen Idealen zurückblieb, ist nicht seine Schuld. Immerhin hat er ihre Entwicklung um Jahrzehnte gefördert und das soll ihm unvergessen bleiben. Seinen Hauptzweck, die Christianisirung der Sachsen, hat er erreicht. Mit dem Christenthum hat er ihnen eines der größten Culturelemente gebracht, sicherlich lange bevor die natürliche Entwicklung dazu geführt hätte. Noch Jahrhunderte nach dem Tode Karls des Großen lebten seine Staatsideen in der Politik fort. Seine Lieblingsredensarten — wenn man diesen modernen Ausdruck gebrauchen darf — Nachen wird als Krönungsstadt der deutschen Könige beibehalten. Auf ihn werden die Reichsinstrumenten zurückgeführt. Das englische Münzwesen, an das sich bekanntlich unsere Reichsmünzen anlehnen, beruht auf eine Regelung des Münzwesens unter Karl dem Großen. Der Zimmermannsche Hofschulze stützt sein Ansehen auf den Besitz eines Schwertes Karls und die bayerischen Gabeler über ihren Volksgeist noch heute in seinem Namen aus. So hat das Volk, wie wir sehen, dem Größten und Gewaltigsten seiner Zeit ein treues, ehrfürchtiges Andenken bewahrt. Es wird sich jetzt auch nicht durch einige unbedenkenhafte Scribenten abhalten lassen, diesem Gedächtniß in Form eines Denkmals Ausdruck zu geben.“

Lokales.

Witten, 12. März. Wir können unseren Lesern heute die erfreuliche Mittheilung machen, daß hier demnach endlich eine katholische Kleinkinder-Bewahrschule eingerichtet wird. Die ministerielle Genehmigung dazu ist bereits eingetroffen. Unsere barmherzigen Schwestern werden die Leitung der Schule übernehmen. — Bescheidend wurde gestern Nachmittag der Vätermeister J. L. von hier. Derselbe kaufte von einem nobel gekleideten Herrn 12 Flaschen „Nagel-tropfen“ und bezahlte sie mit 15,00 Mk. Später stellte sich heraus, daß die famosen „Nagel-tropfen“ einen Werth von kaum 3 Mk. haben.

Sonntagsfreunde.

Unterhaltungsblatt für das christliche Volk.

Verantwortlich: Chefredakteur A. Cappallo in Bochum. — Druck und Verlag der Actiengesellschaft „Märkische Vereinsdruckerei“ in Bochum.

Romanzen vom blutigen Rosenkranze.

II.
An der blutigen Spritze der Schule steht das Gotteslamme gebunden. Ganz gekleidet mit grünen Bändern, ganz bekleidet mit großen Wunden.

Seine bleichen Rippen stehen. Juchend zittern alle Glieder. Und in roten roten Wunden blutet das theure Blut hernieder.

Seine heißen Sehnen stehen. Laut zu unsern kalten Herzen: Gekreisch, lichte Seelen. Und die tiefe Schmach und Schmerzen.

Seht, um eurer Sünde willen wird mein reiner Leib geschlagen: Und ihr wollt mir zu Liebe nicht der Blasenluft entgehen?

Seht, ich muß aus allen Adern euer Blut mein Blut vergießen: Und ich seh' aus euren Augen keine Reuesträne fließen?

Reinet, bühret, nicht die Sünde, laßt für mich die Ketten glücken: Und aus meinem blutigen Leiden wird euch süße Freude blühen!

Betrachtung auf den 3. Sonntag in der Fastenzeit.

Epistel des hl. Paulus an die Ephesier V. 1—9.

Brüder! Seid Nachahmer Gottes als die lieben Kinder, und wandelt in Liebe, wie auch Christus uns geliebt, und sich uns als Gabe und Opfer hingegeben hat, Gott zum lieblichen Geruch. Dürstet aber und jede Unreinigkeit aber Götze unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen steht, noch (komme vor) Schamlosigkeit, noch törichtes Verstehen, noch Hohn, die ja zur Sache nicht gehören, sondern vielmehr Dankbarkeit. Denn das wißt und erkennet, daß kein Dämon oder Unzüchtiger oder Geiziger, der ein Götzenbild ist, ein Erbe ist an dem Reich Christi und Gottes habe. Rastet euch von niemand verführen mit eitlen Worten; denn ihre Wege kommen der Barmherzigkeit über die Kinder des Ungehorsams. Werdet also nicht ihre Willensweisen! Denn ihr wart einst Finsternis, nun aber seid ihr Licht im Herrn; wandelt als Kinder des Lichtes! Die Frucht des Lichtes aber ist jede Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit.

In der hl. Fastenzeit soll jedes Band der Sünde zerissen, jeder Flecken aus dem Herzen weggeschafft, die Gesamtheit der Sünden aus einer Familie von Kindern Gottes umgestaltet werden. Die Fastenzeit ist die Zeit, vollkommen zu werden, die Sinnlichkeit zu kreuzigen und so die vom Fleische geformte Seele zu befreien. Die hl. Kirche bietet in diesen Fastentagen alles auf, um diesen Zweck zu erreichen. Sie schreibt allseitige Abtötung nach Innen und Außen vor, ermahnt zu großem und anhaltendem Gebetsleben und richtet unsern Blick beständig auf Jesus, den lebenden Erlöser, um dadurch in unsern Herzen dankbare Gegenliebe zu wecken. So ist dem Unvoll-

kommenen jeder Einwand benommen, als habe die Kirche ihre unvollkommenen Pflichten an ihm versäumt. Zum drittenmale in der Fastenzeit werden wir in der heutigen Epistel vorzüglich zur Keuschheit und zur Freigebigkeit aufgefordert, und das mit Recht. Hat der Christ einmal die diesen Tugenden entgegenstehenden Neigungen zum Schweigen gebracht, dann wird er die anderen um so leichter überwinden können. Also an's Werk! Noch einmal sei die Rede von der Vollkommenheit, der Keuschheit und der Freigebigkeit!

„Brüder! Seid Nachahmer Gottes als die lieben Kinder und wandelt in Liebe, wie auch Christus uns geliebt und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben hat, Gott zum lieblichen Geruch.“ Nachahmer Gottes sollst du sein, o Mensch! weil du ein Kind, ein vielgeliebtes Kind Gottes bist. Nicht das Kind seine Eltern nach in Gefinnung und Sprache, Gemüthsart und Charakter? Trägt es nicht sogar oft die Bestenheit des Angefichtes und körperlicher Eigenthümlichkeit? Unleugbar! Nun denn, ihr vielgeliebten Kinder Gottes! so traget denn auch die Gefinnung und Bestenheit eures himmlischen Vaters stets in und an euch! Werdet würdig dieses Vaters und ahmet ihn, wie Paulus verlangt, besonders in der Liebe nach. So ahmet auch das Kind seine Eltern vor allem in der Liebe nach; es ist die Kindesliebe die Geligkeit der Eltern, und die Elternliebe die Geligkeit der Kinder.

Der Apostel sagt bei: „wie auch Christus uns geliebt und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben hat, Gott zum lieblichen Geruch.“ Dies bringt alles zum Schweigen, was nur immer sich regen will, um etwas den freibewilligen Gedanken geltend zu machen: Es könne der Mensch Gott nicht nachahmen. Jesus Christus ist Mensch geworden, hat das Wesen der menschlichen Vollkommenheit nach allen Richtungen aufgestellt, die übernatürlichen Mittel dazu verlassen und sich endlich als Gabe und Opfer dargeboten zum lieblichen Geruch, d. h. zum Wohlgefallen des Vaters und zur freudigen Nachahmung aus unserer willigen Hingabe an denselben, wie es durch die vollkommene Liebe geschieht. Hier o Mensch! hast du ein Vorbild; es ist ein Mensch, der es dir gibt; dieser Mensch ist freilich auch Gott, aber er hat sich entäußert und ist, die Sünde ausgenommen, so ganz geworden, was du bist, hat Versuchung, Schmerzen und Tod erduldet, daß du nicht sagen kannst, er habe etwas vor dir voraus gehabt. Ja doch, das hatte er vor dir voraus, daß seine Versuchungen gewaltiger, seine Schmerzen schmerzlicher und seine Todesleiden schauertlicher sind, als die deinen. Um wie viel mehr wirst du ihn nachahmen können, da er dir weniger aufgeladen, als sich; ja da du immer nur Einzelnes, er aber Alles trägt; du einen Kreuzknecht — er den Kreuzbalken; du immer schuldig — er immer schullos.

„Christus gab sich für uns zur Gabe und zum Opfer.“ Er war das Lamm, das freiwillig für uns geschlachtet wurde und durch sein anbetungswürdiges Blut die Vergebung der Sünden verdient und besiegelt. Hast du o Mensch noch ein Herz, hast du in denselben noch einen Funken kindlicher Liebe, so sage diesen Funken an, laß dein Herz anschwellen für dieses allmächtige Opfer, das, befreit von der Liebe, die Sünde unschädlich, die Ungeheuerlichkeit gerecht, den Tod zu einem Gelingen zum Vater macht. Aus Dankbarkeit gegen Deinen am Kreuze erhöhten Heiland erkläre dich bereit, dich ganz, mit Leib und Seele ihm zum Opfer zu bringen. Welches Opfer Jesus auch immer von dir verlangen mag, sei entschlossen, es ihm nicht zu verweigern. Rege als erstes Opfer am Fuße des Kreuzes die geschlachte Herrlichkeit des Fleisches nieder,

Die hl. Euphrasia, Jungfrau.

(+ 110.)

Euphrasia war die Tochter eines kaiserlichen Rathes zu Konstantinopel und eine Verwandte des Kaisers; aber sie verachtete alle Reichthümer und alle Pracht dieser Welt, um ihre Seele mit Tugenden zu schmücken für ihren göttlichen Bräutigam, den sie allein und über alles liebte. Auf einer Reise nach Egypten lernte sie die Abgeschiedenheit des Klosterlebens kennen und entschloß sich diesen Beruf zu erwählen. Mit Wehmuth gab ihre Mutter dem erst siebenjährigen Kinde die Erlaubnis, sich dem Herrn als ein reines Opfer darzubringen.

Euphrasia lebte sehr streng, als nur einmal im Tage und zwar erst Abends, und verrichtete am liebsten die geringsten Dienste des Hauses. Als später Theodosius selbst ihr von Konstantinopel aus schrieb und ihr eine sehr vornehme Heirath antrug, antwortete sie ihm: „Ich habe mir einen unsterblichen Bräutigam erwählt und mich ihm ganz aufgegeben. Demselben will und kann ich keinen solchen vorsehen, der sterblich ist und heute noch sterben kann. Meine demüthigste Bitte ist diese, daß Eure Majestät alle mir zugesagten Güter den Armen, den Waisen und Gotteshäusern zukommen lassen, den Leibesgenossen unserer Familie die Freiheit schenken und alle unsere früheren Diener reichlich belohnen, den Schuldnern aber ihre Schulden nachlassen wolle, damit ich desto ruhiger meinem Gott dienen möge.“ Und wie ernst sie es mit dem Dienste Gottes nahm und in allem den Willen Gottes erfüllte, wenn derselbe durch die That ihr kund wurde, sagt folgende Begebenheit.

Die weise Oberin, welcher Euphrasia alle ihre harten Versuchungen offenbarte, tröstete wohl ihre geliebte Tochter, leitete sie aber auch zu heroischen Uebungen der Tugend an. „Siehe, mein Kind“, sagte sie eines Tages zu ihr, im Klosterhose liegt ein großer Haufen Steine, trage sie auf die andere Seite hinüber.“ Euphrasia gehorchte eilends und schaffte hinüber die Steine an den angewiesenen Platz. Am andern

Räthselecke.



Goldkreuz.
1 2
3 4

Stinkt 1 2 im Mondenschein
Sticht du dort der Alten Reih'n.
Wist du auf die 3 4 laufen,
Dass du nur mit Vorsicht lauffen.
Doch wer fromm und gläubig ist,
Geht hin, wo man 3 4 lieft.
Mancher hält sich für 1 4,
Der der Dummheit Ehre hier.
Schöner ist's, wenn die 1 4
Stillsch bringt zu Ohren mir,
Wer Boet, ist oft dabei.
Gottgelehrt ein 4 2,
Und im alten Erbsenland
War 2 3 als Gott bekannt.

(Die Aufösungen folgen in nächster Nummer.)

Stungen aus voriger Nummer:
Des Witterbüßels: Jedem ist hienieden Lust und
Zeit beistehen; des Scherzbüßels: Ernst, ernst, lernst.
Lösung der Umstellungsaufgabe: Liebe, Hoffe, wähne!
Alles andre flieht wie dünner Schaum.
Für die Erde gab die Got die Thräne
Für den Himmel gab er dir den Traun.

Luftige Gabe.

Ein Mordbetrug. Studenten sitzen zusammen und erzählen sich allerlei Tollheiten und betrunkenen Geschichten. Zuletzt ergreift einer das Wort, von allen im Biertrinken die tüchtigste Kraft: „Das war alles noch jarnichts, Kinder. Seht ihr, ein Freund von mir war einmal so bezaubert, daß, wie er Abends nach Hause kam, statt sich ins Bett zu legen, er die Stiehlstiege in der Hand nahm und stieg auf die Dächer der Stadt. Und das merkte der Mensch erst, als er am andern Morgen jenuicht wurde!“

Geographie — gut! Der „Cai de Paris“, der über die letzten Vorgänge im Elisee meist sehr gut unterrichtet ist, weiß zu erzählen, daß Präsident Feliu saure sich jetzt stark mit Geographie beschäftigt, weil er einen Schiedsrichterposten zwischen Costa Rica und Kolumbien zu fällen hat. Der Präsident soll dabei mehrmals seine Verwunderung darüber ausgesprochen haben, daß die deutschen Landkarten immer besser gemacht seien als die französischen.

Daselbe und doch nicht daselbe. „Nun was haben Sie gestern auf der Jagd erlebt?“ — „15 Mark Strafe, weil mich der Gendarm ohne Jagdkarte erwischt hat.“

Aus dem Wohlthätigkeits-Bazar. Verkäuferin: „Kaufen Sie Messerhärter, Herr Baron, er ist unverwundlich und schärft auch in einer Minute fünfundsiebzig Messer.“ — Herr: „Seht schon, Was soll ich aber mit fünfundsiebzig Messern?“

Sinnsprüche.

Gönnt nur der jungen Brust ihr Wogen
Von Leid in Lust, von Lust in Pein;
Thränen der Lieb' und froher Hoffnung Schein,
Das gibt des Lebens schönsten Regenbogen.

Leichter ist's, im Unglück nie verzagen,
Als ein großes Glück ertragen.

war eben ein Hummeltgut im vollen Sinn des Wortes. Ein Hoffnungs-raub zeigte sich dem alten Grün-Heiter, als er wahrnahm, daß Vidi ein Verhältnis mit des Hofbauern-Domi anzubahnen suchte; es wäre sein einziger Wunsch gewesen, wenn Domi in eine Ehe mit Vidi gemüthlich hätte; denn Domi war ein ebenso braves wie resoluter Mann, und von ihrer Einwirkung auf Vidi verstand sich der Vater das Beste, er sagte sich, daß Vidi schon mit dem Vidi fertig werden und ihn zur Arbeit und zur Solidität bringen würde, wenn Beide nur erst ein Paar wären, — aber da hatte es eben einen Haken.

Domi, ein hübsches Mädchen, mit blauen, roten Wangen, die schwarzen Zöpfe sorgsam um das Haupt gewunden, kümmerte sich um keinen Burischen im Dorie, aber sie machte seinen Kopf daraus, daß ihr Vidi gefiele, wenn er ein braver ordentlicher Burische wäre, „aber einen Tagelöhner nehme ich nicht“, pflegte sie zu sagen, „und wenn ich jemand lieb haben müßte.“ — Wie oft hatte sich Vidi bei der Domi schon einen Kopf gekostet. Er benutzte jede Gelegenheit, um eine Annäherung zu ermöglichen, er wußte auch, daß Domi ihm im Grunde des Herzens nicht abgeneigt war, und dies reizte ihn nur noch mehr. Wenn er öfters des Sonntags unter ihrer Hausthüre mit ihr plauderte, lenkte er manchmal das Gespräch auf's Heirathen, aber sie gab ihm in unabweisbarer Weise zu verstehen, daß sie nur einem arbeitsamen und makellosen Burischen einmal die Hand reichen würde, und obgleich Vidi ganz gut verstand, daß er die besten Aussichten habe, wenn er nur sein Leben ändern würde, blieb er doch der Alte, das herumtollende Gefell ihm gar zu gut, und die Freude, und der Gang am Nischthun behielt stets die Oberhand, wenn er ja einmal eine Annäherung bekam, und sich gestand, daß er doch ein recht unwilliger Mensch sei; ja das Bewußtsein, daß bei Domi unter den gegebenen Umständen absolut nicht anzukommen sei, trieb ihn eigentlich noch mehr ins Verderben. Er kam Tage lang nicht mehr nach Hause, und kam er dazwischen einmal, so geschah es, um einen Raub auszuüben.

Dem alten Vater brach dabei fast das Herz und als er sich gar nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte, da kam er auf die Idee, den ungerathenen Sohn nach Amerika zu schicken. Der Herr Pfarrer hatte ihm wohl recht davon abgerathen, eine so ungeheure, noch dazu kostspielige Beförderungsmittel anzunehmen, der Geistliche erbot sich, nochmals im Guten auf Vidi einzuwirken, sofern es der Vater zu Wege brachte, den Vidi ins Pfarrhaus zu bringen.

Heute nun, als Vidi ausnahmsweise wieder einmal die Wohnstube seines Vaters betrat, und als es dem Alten nach dem Kopf fuhr, wie es ist, und wie es doch ganz anders hätte sein können, da kam es zwischen Vidi und dem Vater zu einem heftigen Streit, in Folge dessen der Alte verlor den Kopf, daß er ihm, — Vidi — nichts mehr wissen wolle, und daß er geneigt sei, ihn nach Amerika zu expediren, wo er zusehen könne, wie er zurecht komme.

Ueber diese Idee schien Vidi hocherfreut. „Ja wohl Vater“, sagte er, „mir hat's ohnehin noch nie zu Hause gefallen, ich gehe je eher, je lieber, Du brauchst mir nur das Geld dazu zu geben.“

Diese Werbung kam dem Alten doch unerwartet, er hatte trotz Allem nicht geglaubt, daß Vidi die Sache so leicht nehmen würde, wo er doch seit seines Lebens über die Berge der Heimath nicht hinausgekommen war. Den Alten reute es, daß er im Jörn von Amerika gesprochen, um so mehr, als ihm auch der Herr Pfarrer abgerathen hatte. Er beschloß aber schnell besonnen die Lage, um Vidi bei dieser Gelegenheit ins Pfarrhaus zu bringen.

„Es ist gut, Vidi“, sprach der Alte, „vielleicht schlägt's doch zum Segen aus, wenn Du in ein fremdes Land zu fremden Leuten kommst, aber Eins mache ich zur Bedingung: Du mußt vorher noch einmal zum Herrn Pfarrer, es ist die letzte Bitte Deines Vaters, nachher“, er wuschte sich ein paar bide Thränen von den saligen Wangen, „nachher mag's gar sein zwischen uns Zwe.“

Den Vidi packte es bei diesen Worten doch wie eine Art Nüchternheit, er drückte sich zwar eine Weile herum, entschloß sich aber dann doch, und sagte: „Meinetwegen. Euer Wille soll geschehen, aber das sage ich gleich, sobald mir der Pfarrer wieder die Beiden lesen will, nachher reiß ich aus.“

Daß der Vater dann den Herrn Pfarrer von dem Befehl vorher benachrichtigte, und wie der Befehl ausfiel, wissen wir bereits. Nachdem also auch der letzte Versuch gescheitert war, schien es dem Alten doch das Beste, das Amerika-Projekt auszuführen. Er, der unersahene, gutmüthige Mann, stellte sich die Sache aller-

dings sehr einfach vor, er glaubte, man brauche sich da verleben mit dem ungeführten Kellergeld, nur mit nichts, die nichts bei der nächsten Eisenbahnstation in den Wagen zu legen, da käme man ganz gemüthlich an das große Wasser, nun und dann, na da fährt man halt hinüber, und wenn man drüben ist, geht man zunächst ins Wirthshaus, trinkt zur Erholung einen Schoppen Special oder sonst etwas.

Hätte der gute Grünhofbauer nur eine Ahnung von alle dem gehabt, was es doch um eine so große Reise ist, so wäre es ihm sicher noch schwerer und Herz geworden, als es ihm ohnehin schon war, wie er nach der Rückkunft vom Pfarrhof auf der Ofenbank saß, und seinen, an dem großen, eichenen Tisch lehnen den Vidi von oben bis unten wehmüthig betrachtete. „Also nichts, wirklich gar nichts, hat der Herr Pfarrer mit Dir ausgerichtet können“, begann der Vater, „ach Gott, ach Gott, Vidi, was ist es doch für ein Unglück, das Du über mich gebracht hast.“

„Vater“, hob der Angeredete ganz gleichgültig an, „mir liegt der Bauer nun einmal nicht im Blut, laßt mich aus und macht mir weiter keine Vorwürfe, schafft mir lieber das Geld, daß ich fort kann, wenn ich will, es ist das letzte Mal, daß Ihr mir etwas gebt, und wenn ich mir hätte so viel verschaffen können, als ich brauche, wäre ich ohnehin nicht mehr zu Euch um Geld gekommen.“

„Also, wann willst Du denn eigentlich fort, Du gottloser Bub Du?“ fuhr nun der Alte entrüstet auf, „Du machst mir freilich den Abschied nicht allzu schwer.“

„Heute, morgen, übermorgen, wann Ihr wollt, je eher, desto besser“, war die Antwort. „So, nachher ist's gut“, entgegnete müthend der Vater, „heute noch richte ich droben im Silberl das Geld zusammen, morgen kannst Du Dich packen, o Gott, o Gott, was bin ich für ein unglücklicher Mann, guter Herr Gott, wird es denn noch kein Ende mit mir?“

Mit diesen traurigen Worten trippelte der Alte zur Thüre hinaus und die Treppen empor, offenbar, um seine paar Spargroschen zu überzählen und das Reisegeld für Vidi in Ordnung zu bringen.

Vidi blieb einen Augenblick stehen, er spitzte die Ohren, um zu hören, was der Vater machte, dann schloß er mit einem verächtlichen Nicken die Thüre und verschwand hinter der nahen Scheune.

III.
Die Sonne war schon schlafen gegangen und der Mond warf bereits seine silbernen Strahlen über die Landschaft. Die ganze Natur athmete auf, daß sie für einige Stunden erlöst war von dem gräßlichen Druck, der in Folge der mächtigen Hitze Tags über auf allem Lebenden lastete.

Unter der Thüre des Hofbauers saßen auf Schemeln zwei Mädchen, die sich ansehend aus an der abendlichen Sonne erquickten. Das eine davon war die Domi und das andere war ihre Schwester, die Marei, auch ein fröhliches, junges Blut, aber nicht ganz so hübsch, wie die Domi. Drinnen im Hause schlen bereits alles die Ruhe aufgesucht zu haben, und auch die beiden Mädchen trübten sich nicht, die kleinere, Marei, war ganz gemüthlich eingeschlafen, und Domi schien die Sterne zu zählen, es kann sein, daß sie sich öfters verzählte, weil sie so lange brauchte, und dazwischen immer wieder den hübschen Kopf schüttelte, als ob ihr etwas nicht stinime.

Auf einmal machte Marei im Schlafe eine Bewegung, der niedrige Schemel, auf dem sie saß, kippte um, und in demselben Moment lag das Mädchen kräftig auf der Erde. Domi mußte lachen, aber Marei war von der unfreiwilligen Entbehrung nicht sonderlich erbaut, sie stieg den unglücklichen Schemel an die Mauer, daß sein ganzes Gestell knackte, dann packte sie ihn und verwand damit lautlos im Hause. Nun war Domi allein, aber nicht lange.

(Fortsetzung folgt.)

1